

Nr. 44. Posen, den 29. Oktober. 1893.

Der Polizei-Sergeant Nummer 21.

Die Geschichte eines Verbrechens.

Von Reginald Barnett.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Power's Vater war ein Apotheker in einem armen, aber stark bevölkerten Theile von London gewesen. In dem Zimmer über dieser Apotheke erblickte der kleine Robert das Tageslicht. Er war noch zu jung, um das Unglück zu erkennen, das ihn betroffen hatte, als er seine Mutter verlor, welche bald nach seiner Geburt in Folge eines Fiebers starb. Der würdige Mister Power der Aeltere trug sein Unglück mit Ergebung, blieb Wittwer und widmete sich seinem mutterlosen Kinde. Sein Geschäft war zwar klein, aber ziemlich einträglich; jeden Sonnabend wurde ein Markt in der Nähe abgehalten, welcher eine große Menschenmenge herbeilockte, und Apotheker Power hatte eine Pillensorte erfunden, welche bei den Bewohnern jenes Stadttheils große Beliebtheit genoß. Die Pillen kosteten wenig oder nichts, der Absatz davon aber war bedeutend, besonders an den Sonnabenden, und erwies sich, wenn auch im Kleinen, doch ungewöhnlich einträglich. Das erworbene Geld legte Mister Power bei Seite für die Erziehung seines Sohnes. Der Knabe wurde auf eine gute Schule geschickt. Ohne irgend einer Neigung, die sich vielleicht später zeigen könnte, entgegentreten zu wollen, bestimmte ihn sein Vater für die Heilkunst und seine Erziehung wurde schon früh nach dieser Richtung hin gelenkt.

Die Sache ging nach Wunsch, der junge Robert widmete sich mit Lust und Liebe der Heilkunst, arbeitete fleißiger als die meisten jungen Studenten und machte sein Examen mit Auszeichnung. Der Vater war entzückt und überschätzte die Fähigkeiten seines Sprößlings. „Mein Sohn wird noch ein großer Mann werden", murmelte er öfter vor sich hin, „und wenn einst die Geschichte seines Lebens geschrieben werden wird, so wird auch der bescheidene und bis dahin wenig bekannte Apotheker nicht vergessen werden, welcher für seine Ausbildung sparte und zusammenscharrte". Eine bescheidene Eitelkeit, welche durch ein Leben voll Selbstaufopferung ihre Berechtigung erkaufte.

Die Hospitäler in Paris genossen zu jener Zeit in ärztlichen Kreisen ganz besonderen Ruf. Deshalb wurde der junge Robert Power nach Paris gesandt, aber sein Aufenthalt in der französischen Hauptstadt fand nach einem Jahr ein vorzeitiges Ende.

Er wurde plötzlich nach Hause gerufen und kam noch rechtzeitig dort an, um seinen Vater zu umarmen und seine letzten Worte anzuhören.

Dann erkannte Robert die Seelengröße des alten Mannes. Die Einnahmen der Apotheke, die einst ein einträgliches Geschäft gewesen, waren zu nichts zusammengeschmolzen. Vor einiger Zeit wurde der Markt für überflüssig und lästig erklärt und daher abgeschafft. Das Menschengedränge hörte auf, die Pillen kamen aus der Mode, und der alte Power hatte schweigend, aber muthig gegen das feindselige Gespenst, „das Nichts" gekämpft, und sich das Nöthigste versagt, damit sein Sohn die Studien fortsetzen konnte, welche ihn zu einem großen Manne machen sollten.

Robert Power's Verhältnisse hatten somit eine neue Wendung genommen. Das heitere Studentenleben war vorüber, die Zeit zum Handeln war gekommen. Als sein Vater begraben war, verkaufte der junge Doktor das Geschäft für eine geringe Summe und begann zu überlegen. Eine Praxis als Arzt auf eigene Rechnung konnte nicht in Frage kommen; unter solchen Umständen braucht ein englischer Arzt vor allem Kapital, und Robert verfügte nur über eine geringe Summe.

Deshalb nahm er, was sich ihm zufällig bot, nämlich den Posten eines Assistenten bei einem angesehenen Arzt in Manchester.

Robert Power's Kenntnisse und seine Geschicklichkeit standen über dem Durchschnittsmaße, wie seine Zeugnisse und die Preise, die er erhalten hatte, bewiesen. Der alte Doktor Merritt war erfreut, einen so jungen, fähigen und thätigen Kollegen zur Hilfe zu erhalten, und übertrug ihm mit vielem Vertrauen fast seine gesammte Praxis. Robert wäre ohne Zweifel im Lauf der Zeit Associé des Alten geworden und seine Zukunft gesichert gewesen. Es trat jedoch ein Ereigniß ein, welches mit einem Schlag alle seine Hoffnungen zerstörte, eine jener häßlichen Anklagen, gegen welche Leute in verantwortlicher Stellung zuweilen machtlos, wenn auch schuldlos sind. Eine verheirathete Patientin klagte ihn an, seine Stellung als Arzt mißbraucht zu haben. Er fühlte sich vollständig unschuldig, aber was konnte er thun? Die Anklägerin beharrte auf ihrer Behauptung, und ihre lauten Ausbrüche der Entrüstung begegneten der Sympathie des Publikums, Robert Power war noch jung und ziemlich unbekannt, deshalb galt seine Schuld im Voraus für erwiesen. Als die Klägerin vor Gericht von einem erfahrenen Anwalt einem strengen Kreuzverhör unterworfen wurde, verwickelte sie sich freilich in Widersprüche und suchte eine Lüge durch eine

andere zu verdecken. Schließlich erzählte sie Vieles so abweichend von ihren ursprünglichen Angaben, daß man an ihrer Glaubwürdigkeit zweifeln mußte. Die Anklage gegen den jungen Arzt kam nicht weiter, als bis zum Untersuchungsrichter und wurde aus Mangel an genügenden Beweisen zurückgewiesen. Robert Power verließ das Gericht mit fleckenlosem Rufe, aber der Skandal war groß gewesen und die Meinungen waren getheilt. Der alte Doktor Merritt war der Erste, der sich von Robert Power abwandte. Er gehörte zu der altmodischen Art von Aerzten, die öffentliche Meinung war sein Abgott, und in diesem Fall schien sie von ihm ein Opfer zu verlangen. So kam es, daß der junge Assistent eine Andeutung, wenn auch in sehr sanfter Weise erhielt, daß er gehen könne. Ein wirklich Schuldiger würde, gestützt auf die Entscheidung des Gerichts, sich dagegen aufgelehnt haben, aber Robert Power unterließ dies. Er war zu sehr verletzt in seinen Gefühlen, um mehr zu thun, als schweigend und mit Verachtung zu leiden. Offenbar war ihm Jemand feindlich gesinnt und hatte diesen Streich gegen ihn geführt, davon war er überzeugt, denn seine Anklägerin konnte keinen Grund zur Feindschaft gegen ihn haben. Sie war auch nicht eine jener unglücklichen, hysterischen Personen, welche Sinnestäuschungen unterworfen sind. Robert war überzeugt, daß sie nur ein Werkzeug gewesen war. Aber wer konnte sein geheimer Feind sein?

Der junge Arzt nahm seine zerstörten Hoffnungen mit sich nach Sandbank, wo er einen Onkel von mütterlicher Seite, seinen einzigen lebenden Verwandten, hatte. Dieser wenigstens wandte sich nicht von Robert ab, er fand eine herzliche Aufnahme und, was noch besser war, einen unerschütterlichen Glauben an seine Unschuld.

Dann trat an den jungen Arzt die Frage heran: „Was nun?“ Die ärztliche Laufbahn war ihm verschlossen. Mister Pearson, sein Onkel, war ein Geschäftsmann von mäßigem Vermögen, der sich vom Geschäft zurückgezogen hatte, aber als Mann von tadellosem Ruf einigen Einfluß in der Stadt besaß, und so kam es, daß Robert in eine gerade offene Stelle bei der Polizei in Sandbank einrückte. Als Mister Pearson starb, was vor dem Einbruch bei Kingsford eintrat, war der frühere Arzt immer noch ein einfacher Schutzmann, der seine Pflichten pünktlich, aber mit Gleichgiltigkeit erfüllte und sich vergebens bemühte, die Vergangenheit zu vergessen, dabei aber doch darüber glücklich war, daß in diesem kleinen Städtchen an der See seine Vergangenheit ganz unbekannt war, und daß er für die Wenigen, die sich etwas genauer nach ihm erkundigten, nichts Anderes war, als der Neffe des alten Herrn Pearson.

Das Stück von dem Briefe, das er am Morgen nach dem Mord in der Hamiltonstraße gefunden hatte, riß jedoch alle seine alten Wunden wieder auf; die Vergangenheit mahnte ihn mit starker und grausamer Stimme und eine unbestimmte Ueberzeugung befestigte sich in ihm, daß seine eigene Vergangenheit und die der ermordeten Unbekannten durch eine verborgene Kette mit einander verbunden waren. Ein wirrer Strom von Vermuthungen überfluthete ihn, er vermochte sich aber nicht zu erklären, was er nur unbestimmt fühlte.

7.

„Hier wird es Arbeit für die Detectives geben,“ hatte der Inspektor Gadd gesagt und dabei recht gehabt. Es war nicht wahrscheinlich, daß eine so wichtige Sache, wie dieses geheimnißvolle Verbrechen, den schwachen Kräften der städtischen Polizei überlassen bleiben werde. Diese verfügte wohl über einige Leute, welche zuweilen in bürgerlichen Kleidern ausgingen, um sich in's Gedränge zu mischen, betrunkene Bootsleute und Fischer zu notiren, ungeschickte Taschendiebe und andere Missethäter abzufangen, aber das waren keine Detectives, welche darauf eingeübt waren, dem Verbrechen auf geheimen Wegen nachzuspüren.

Es war deshalb nothwendig, sich nach London zu wenden, und in Scotland Yard, dem Hauptquartier der Londoner geheimen Polizei, wurde Verfügung getroffen, um einen scharfsinnigen und erfahrenen Beamten zur Aufklärung des Geheimnisses abzusenden.

Es ist überflüssig zu erklären, daß wenige Stunden genügten, um das Ereigniß in der Hamiltonstraße nicht nur in Sandbank, sondern auch im ganzen Königreich bekannt zu machen. In Sandbank war die Aufregung ungeheuer.

Dieses beliebte und bekannte Seebad bedarf keiner Beschreibung. Auch wer es nicht besucht hat, dürfte von seiner blauen See, seinen Klippen und Sandbergen und der reinen Luft, die dort herrscht, gehört haben. Im Sommer findet sich eine Menge von heiteren Müßiggängern aller Art in dem Orte zusammen. Als das Ereigniß in der Hamiltonstraße eintrat, war die Stadt schon leer und still geworden, die Saison war vorüber, und der frostige Oktober hatte die flüchtige Fremdenbevölkerung fortgetrieben.

Aber die ansässigen Einwohner waren zurückgeblieben und außerdem noch ein kleiner Stamm von respektablen Badegästen, welche Sandbank während der Zeit des tollsten Gedränges mieden, jetzt aber seine Vorzüge zu schätzen wußten. Auch auf alle diese machte das Trauerspiel in der Villa Rob Roy selbstverständlich lebhaften Eindruck.

Sergeant Power war inzwischen unermüdlich thätig. Inspektor Gadd, welcher den traurigen Fall so bald als möglich aufklären wollte, ließ seinem untergebenen Beamten freie Hand. Er sollte sich ganz der Sache widmen, Alles ermitteln, was nur im Geringsten von Werth sein konnte und überhaupt beweisen, daß die Polizei von Sandbank ihr Geschäft so gut verstehe, als irgend Jemand. Robert Power's Ansehen war bei dem Inspektor rasch gestiegen.

Sergeant Power widmete sich eifrig seiner Aufgabe. Zunächst waren zwei Dinge festzustellen: erstens die Vergangenheit der Ermordeten, und zweitens die geheimnißvolle Fremde. Der letztere Punkt, welcher am wichtigsten schien, nahm zuerst seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Person, welche die Villa Rob Roy besucht hatte, mußte doch irgendwo angekommen sein, sie mußte also, wenn sich nicht etwa die Wunder von „Tausend und eine Nacht“ wiederholten, von irgend Jemand gesehen worden sein und möglicherweise von einer Person, welche einen durchdringenderen Scharfblick besaß als Frau Gregory.

„Wer kann mir darüber Auskunft geben?“ fragte der Sergeant Power, „vielleicht der Schutzmann, der in der Hamiltonstraße auf Wache war? Jedenfalls muß ich mit diesem beginnen.“

Der Mann war bald gefunden. Es war eine plumpe, menschliche Maschine, welche vom Pflug in den Dienst der Polizei getreten war, fähig zu erkennen, ob eine Thür gut oder schlecht geschlossen sei, und im Stande zu beschwören, daß ein Mann betrunken sei, weil er taumelte. Viel weiter reichte aber sein Vermögen nicht.

Sergeant Power erwartete wenig von diesem pausbackigen Vollmondsgesicht, indessen machte er einen Versuch.

„Sie hielten Ihre Augen offen letzte Nacht, hoffe ich, was haben Sie gesehen?“

„Was ich gesehen habe? Nun, ich weiß nicht, ob ich etwas mehr gesehen habe, als in anderen Nächten.“

Dieser Anfang versprach nicht viel, aber Robert Power verzweifelte noch nicht.

„Wo standen Sie von halb zwölf bis etwa zwölf Uhr auf Posten?“

„Ich kam um zehn Uhr auf Wache, und um die Zeit, nach der Sie fragen, muß ich durch die Hamiltonstraße gegangen sein.“

„Standen Sie in der Nähe der Rob Roy Villa?“

„Nicht weit davon, Sir, ich konnte das Haus sehen.“

„Sahen Sie Jemand in das Haus eintreten?“

„Das kann ich nicht sagen.“

„Bemerkten Sie, daß Jemand herauskam?“

Der Polizist that sein Möglichstes, um scharf nachzudenken.

„Nein, Sir, ich erinnere mich nicht, daß ich Jemand herauskommen gesehen habe“, antwortete er endlich.

Das war ziemlich unbefriedigend, aber Robert Power gab das Spiel noch nicht verloren.

„Geben Sie sich Mühe, mein Bester, mir ein Bischen zu helfen“, redete er dem Andern zu, „Sie sind ein gut aussehender Bursche und ich bin überzeugt, daß Sie ein Freund der Damen sind, ich weiß, Sie würden scharf hinsehen, wenn Sie einen Unterrock erblicken würden. War irgend ein Frauenzimmer in letzter Nacht dort um den Weg?“

Der Polizist lächelte vergnügt über die schnurrige Art, wie sein Sergeant die Fragen stellte.

„Ja, Sir, ich habe wohl einige gesehen."

„Waren sie Ihnen fremd?"

„Ich kannte die meisten derselben, es waren hiesige."

„Konnten Sie die Dame, welche in der Villa Rob Roy wohnte und in letzter Nacht ermordet wurde?"

„Ja, ich habe sie ein- oder zweimal in der Stadt gesehen."

„Haben Sie dieselbe in der letzten Nacht gesehen?"

Der Polizist dachte einen Augenblick nach. „Jetzt, wo Sie davon sprechen," sagte er, „fällt mir ein, daß ich sie gesehen habe. Es war gleich, nachdem ich auf Posten kam, sie ging an mir vorbei und schien in Eile zu sein."

„In welcher Richtung ging sie?" fragte Sergeant Power eifrig, „doch halt, war sie allein, als Sie sie sahen, oder war Jemand bei ihr?"

„Sie war allein und ging hinab, dem Strande zu."

„Dem Strande zu?" rief Sergeant Power. „Sagten Sie so: dem Strande zu? Hören Sie, mein Bester, was Sie mir da sagen, ist sehr interessant und von großer Wichtigkeit. Sind Sie fest davon überzeugt, daß sie in der Richtung nach dem Strande zu ging?"

„Ich bin so fest davon überzeugt, als davon, daß ich hierstehe."

Der Polizist war kein Kind der Phantasie, man konnte ihm zutrauen, daß er nichts erfand, das wußte Robert Power, denn er hatte auf den ersten Blick die geistige Fähigkeit des Beamten richtig geschätzt. Aber wenn er die Wahrheit sprach und sich nicht irrte, so war die Entdeckung, welche seine Angabe enthielt, von bedeutendem Werth. Der Fußweg, welcher von der Hamiltonstraße nach dem Strand führte, berührte die große Straße im Mittelpunkte der Stadt. Zwei Eisenbahngesellschaften hatten Linien von London nach Sandbank gebaut, beide mit besonderen Bahnhöfen, in geringer Entfernung von einander. Der nahe Weg von der Hamiltonstraße nach der See lag ganz außerhalb der Richtung, welche Jemand auf dem Wege nach einem der Bahnhöfe einschlagen mußte. Daraus folgte, daß die Ermordete, welche als Madelaine Faure bekannt war, nicht auf den Bahnhof gegangen sein konnte, um mit ihrer geheimnißvollen Freundin zusammen zu treffen, als sie nach Frau Gregory's Angabe das Haus am Abend vor dem Verbrechen verließ.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Gäste.

Kinderszene von E. Rossi.

„Nun gut, dann ist es abgemacht", sagte Herr Moritz Feldmann zu seiner Schwester, die etwas ängstlich seines Spruches harrte, „reise Du nur unbesorgt Deiner Erbschaft nach — wir behalten Deine beiden Kinder mit dem Dienstmädchen hier so lange bei uns."

„Moritz ist doch eine Seele von einem Manne", meinte heimlich seine Frau zu ihrer Schwägerin, „so kleine Kinder als Gäste sind für den Hausherrn nie angenehm — übrigens sind Deine Kinder ein paar reizende kleine Kerle."

Am anderen Morgen rückten die reizenden kleinen Kerle als Gäste des Herrn Moritz Feldmann ein, zwei süße blonde Engel mit blauen Himmelsaugen, in denen ganz, ganz tief drinnen ein Fünkchen Höllenfeuer glimmte — rosige Bengels zum Fressen, vier und drei Jahre alt, Prinz und Paul. Prinz hieß eigentlich Robert, aber der Name sollte sich erst mit dem ersten Schulheft wieder einstellen, einstweilen war sein Rufname Prinz, und das sagt Alles.

Onkel Moritz kannte seine jüngsten Neffen eigentlich nur im Fluge — wenn das Mädchen mal eine Botschaft brachte, oder wenn bei gelegentlichen Besuchen im Hause der Eltern die frischgewaschenen weißen Engel momentweise auftauchten!

An diesem ersten Morgen ihres Logisbesuches sollte er sie aber schon näher kennen lernen. Die jungen Herren saßen beim ersten Frühstück, als der joviale Onkel, ein Spätaufsteher, ins Speisezimmer trat: „Guten Morgen, meine kleinen Jungen, na schmeckt's?"

Prinz legte sein Bisquit auf die Tasse und sah sich den Onkel näher an. „Bist Du eben erst aufgestanden?" fragte er mit prüfendem Blick auf den noch gähnenden Mund des Langschläfers, und als dessen Gähnen in ein belustigtes Nicken überging, fügte Prinz nur ein Wort hinzu, aber ein Wort wie Donnerschall: „Faulpelz!"

Onkel Moritz fühlte, daß es um seine Autorität geschehen, denn auch der Dreijährige sagte Rübchen schabend, mit lallendem Hohn: „Etsch, etsch!"

Es war schrecklich, aber wahr — die Neffen hatten fortan die Oberhand und ignorirten so viel wie möglich das Dasein des mütterlichen Bruders.

Als Herr Moritz Feldmann einige Stunden später in die Stadt gehen wollte, hörte er aus der offenen Küche heraus ein klägliches Duett. Da die Tante mit einer Freundin im Salon saß, sah er selbst nach und erblickte die beiden Kleinen, die in einem Zärtlichkeitsraps einen großen Schlei, der zum Schuppen auf dem Brett gelegen, an ihr naturalistisch-liebevolles Herz geschlossen und sich damit die weißen Heiligenkleider von oben bis unten mit dem starken Fischschleim infizirt hatten; Lina, das Kindermädchen, hatte ihnen einige Streiche versetzt, dann dem Kleinsten die Schürze abgerissen, zum Waschbecken geschleppt und donnerte nun den Prinzen an: „Wasch' dir die Hände nur allein, Du Unart!"

In diesem Moment entdeckten die blauen Himmelaugen des unartigen Knaben den Onkel, der unter die Küchenthür trat. Er trottete sofort zur Wasserleitung und rief seinem Gastgeber in halb bittendem und halb trotzigem Ton zu: „Du, Onkel Moritz, mach' mir mal die Wasserleitung auf!"

Und Herr Moritz Feldheim, der strenge Papa, vor dessen leisestem Stirnrunzeln seine fünf Kinder flohen, drehte lachend den Hahn auf und wusch seinem Herrn Neffen die rosigen beschmierten Patschhändchen.

Die nächsten Tage vergingen ohne Zwischenfall, das Wetter war schön und die Magd den ganzen Tag mit den Kleinen im Freien. Als aber der erste Sonntag nahte, gab es ein Freudenfest im Hause — der freie Schultag der Fünf wurde ausgenützt, — das Kinderzimmer dröhnte vom Lachen und Toben, vom Herzen und Küssen der sieben losgelassenen Wilden. Gegen Mittag trat Ruhe ein, und als zum Mittagbrod gerufen wurde, erfolgte ein ziemlich geordneter Aufmarsch der kleinen Bande. Prinz ritt allerdings auf des ältesten Vetters Schulter und Paul wurde von seinen kleinen Cousinen „huckepack" hereingetragen, aber man konnte doch noch sein eigenes Wort verstehen. Rasch nahmen die Kinder ihre gewohnten Plätze ein — das Diner begann, nachdem der Hausvater einige Worte gesprochen, die bei dem lieben Gott für ein Gebet gelten sollten, eigentlich aber nur eine Warnung für die anwesende Jugend enthielten, sich sittsam zu betragen.

Prinz konnte schon allein essen, während die Magd den Kleinen besorgte. Prinz hatte all' die Tage, wo er allein mit Paul am kleinen Wachstuch-Tischchen gesessen und Niemand ihn im Kinderzimmer beachtet, auf's Manierlichste gespeist, heute aber bestand er darauf, die Schoten aus der Bouillon einzeln mit einer Haarnadel, die er der Kousine heimlich aus den Flechten gezogen, als sie ihn an ihr Herz gedrückt hatte, herauszupicken. Es kostete Bitten und Befehle der Tante; als aber der Onkel selbst mit einem strengen Verbot anrückte, fuhr die Haarnadel wieder in die Bouillon, und aus dem Engelsmunde die Bemerkung: „Moritz Feldmann — Du hast mir überhaupt gar nichts zu sagen."

Die fünf Eigenen saßen erstarrt, was nun wohl ob dieses ungeheuren Frevels geschehen würde. Als sie aber das über und über lachende Gesicht des Papa entdeckten, flog auch der Abglanz dieses über ihre Züge, und ein verstecktes Lachen und Kichern machte die Runde um die Tafel.

„Weshalb hat der Onkel Dir denn Nichts zu sagen?" fragte die Tante das noch immer Erbsen fischende Kind.

„Kocht ja nicht — Du giebst doch das Essen," war die prompte Antwort. Dagegen ließ sich nichts sagen.

Bis zum Dessert verlief dann Alles programmmäßig — einige Uebergriffe des Prinzen abgerechnet, der unter Anderm seine älteste Cousine zwischen Fisch und Braten durchaus einmal an den langen Flechten als Pony um die Tafel führen wollte; die Erdbeeren tunkte er in Salz, und der kleine Paul schrie plötzlich auf, weil sein theurer Bruder ihm in das nackte Beinchen gekniffen — sonst aber war er sehr artig. Freilich nur bis zum Dessert, denn anstatt den Flammeri, der so lieblich cremefarben aus der rothen Fruchtsauce hervorblinkte, in stiller Würdigung aufzuessen, nahm er plötzlich das Krystalltellerchen und warf es sammt Inhalt mit kühnem Schwung seinem gegenüber sitzenden Vetter Max an den Kopf.

Dieser würdige Quartaner aber besaß nicht seines Vaters Toleranz den kleinen Gästen gegenüber; er wich dem Geschoß aus, daß sein Gewand rein blieb, im nächsten Moment aber lag das Bürschchen über dem quartanerlichen Knie, und ein Klatschen, begleitet von dem Bravoruf der anderen Vier, sowie von dem unmelodischen Brüllen des kleinen Delinquenten, bezeichnete die improvisirte Scene.

Von nun an war Max der imponirendste Gegenstand in den Augen der beiden Engel-Bengel. Prinz hatte genug gefühlt und Paul genug gehört — die Kinder wurden von Stunde an entschieden artiger; doch verdarb der Onkel selbst, dem die wilden Jungen

mit ihrer ehrlichen Frechheit großen Spaß bereiteten, sehr viel dadurch, daß er sie fast täglich mit kleinen Näschereien beschenkte.

So verging wiederum eine Woche — am Montag erwartete man die Rückkehr der Eltern.

Am Sonntag war eine kleine Gesellschaft zusammen, keine fremde, nur andere Familienmitglieder: ihretwillen brach man den Bann der Isolirung bei Tisch für die beiden Kleinen — sie wurden getrennt, je auf eine Tante vertheilt, so fern als möglich von den anderen Kindern, die schon ihr tolles Spiel am Morgen mit den Abgöttern getrieben. Max saß wieder dem Prinzen gegenüber, seine Denkerstirn schien von vornherein jeden Angriff zurückzuweisen.

Doch Prinzchen war zwischen den Damen heute besonders kühn; er machte sich bereits daran, nach seinem Löffel zu greifen, um ihn als Probepfeil zu versenden, als es Tante Emma noch zur rechten Zeit gewahrte, den Löffel außer Angriffsweite legte und um das Kindesherz auf einen süßen Trost hinzulenken die Frage stellte: „Wer kommt denn morgen nach Hause?"

Paul kreischte und riß sich dabei in heller Wonne die Serviette vom Halse: „Papa und Mama", Prinz aber kniff die blauen Himmelsaugen leicht zusammen und murmelte wegwerfenden Tons: „Das ist mir ganz schnuppe!"

„Prinz, Prinz!" drohte Tante Emma, erschreckt über diese Herzenskälte eines Kindes.

„Ja", wiederholte Prinz, bammelte mit den Beinen und rekapitulirte alle synonimen Bezeichnungen, die er Gelegenheit gehabt hatte, während seines jungen Daseins aufzuschnappen „Schnuppe, Wurscht, Pipe, janz ejal! —"

Das war der Anfang des Diners; aber es wurde von Sekunde zu Sekunde schrecklicher. Seine Finger waren überall zu finden, er lachte, spuckte, warf, so daß Tante Feldmann endlich aufstand, ihn vom Stuhle hob und sagte: „Solche unartigen Kinder gehören nicht an den Tisch, sondern unter den Tisch." Dabei hob sie das lange, bis zur Erde schleppende Tafeltuch auf und schob den kleinen Sünder in das improvisirte Gefängniß.

Einen Moment blieb Alles still — dann schrie das eine und das andre Kind auf, weil der Bengel sie in die Beine gekniffen und gebissen. Als Max aber das Tuch hob und hinunterdonnerte: „Wenn Du jetzt nicht ruhig bist, kriegst Du fürchterliche Prügel, Du Unart" — da wurde es still — ganz still — unheimlich still.

Man nickte sich bei Tisch heimlich zu — das Mittel hatte gewirkt!

Beim Dessert erwachte das Mitleid der diversen Tanten.

„Wenn Prinz jetzt wieder artig ist, darf er herauskommen" — man hob das Tafeltuch, aber Prinz erschien nicht.

Onkel Feldmann winkte ab, daß man ihn nicht unnöthig reizen sollte — — — den gezähmten Tiger, und so ging das Dessert seinen süßen Gang.

Urplötzlich flog der leere Stuhl zurück und der Tiger brach aus.

Welch' Aufruhr! Gelächter, Geschrei! Ein Jagen, ein Haschen! Erröthen der Damen, Amüsement der Männer — — —: Der Junge hatte sich in aller Stille unter dem bergenden Tafeltuch sämmtlicher Kleider entledigt, jawohl sämmtlicher — und tanzte nun wie ein Indianer am Vorabend des Kampfes, wie eine rasende Windsbraut im Salon umher!

Endlich gelang der Tante Emma, ihre Serviette über seine rosige Nacktheit zu werfen. Onkel Moritz trug ihn nach Schluß der Razzia ins Schlafzimmer, legte ihn dort auf das Bett und anstatt ihn gehörig durchzuwalken, küßte er den rosigen Cherub wie ein entzückter Verliebter wohl hundertmal, bis der Unbändige ganz still wurde, ihn mit leuchtenden Augen ansah — denn er hatte Prügel erwartet — und in die drolligen Worte ausbrach! „Moritz Feldmann — Du bist wirklich ein sehr netter Kerl."

Darauf ließ er sich ruhig anziehen.

Am anderen Tag fand die Ablieferung statt; die Eltern holten mit Freudenthränen ihre Engel heim. Prinz erwies sich wirklich sehr „schnuppe, pipe, janz ejal", er nahm sehr zärtlichen Abschied mit Kneifküssen und sagte: „Onkel Moritz, wenn Dein Max Dir etwas thun will, dann laß mich nur holen — ich steh' Dir bei."

---

* **Nomen - omen.** Daß in den Namen, die die Glieder eines Volkes sich beilegen, ein Stück ihres Wesens, ihres Charakters sich ausprägt, das ist eine unbestrittene Thatsache. Als Beispiel gänzlich verschiedener Namengebung können einerseits die Römer, andererseits die Germanen gelten. Wir beziehen uns hier auf die ältere Zeit, in der es noch keine Familien-, sondern nur Personennamen gab. Von den römischen Namen rühren eine Anzahl vom Ackerbau, der Hauptbeschäftigung des Volkes in seiner besseren Zeit, her. Da treten auf: Cicero (Erbsenmann), Fabius (Bohnenmann), Lentulus (Linsenmann), Piso (Wickenmann). An die Viehzucht erinnern Asinius (Eselzüchter), Porcius (Schweinezüchter). Sehr viele römische Namen verdanken ihren Ursprung äußeren Merkmalen und körperlichen Gebrechen, wie Longus der Lange, Crassus der Fette, Calvus der Kahle, Paetus der Schielende, Claudius der Lahme, Plautus der Plattfuß, Livius der Bläuliche, Niger der Schwarze. Endlich sind eine Reihe von Namen weiter nichts als Zahlen: Primus, Sekundus, Tertius, Decimus, Quintus u. s. w. Was zeigt sich in dieser Art der Namengebung? Haften am Aeußerlichen, geistige Armuth, Poesielosigkeit. Nun zu den germanischen Namen! Wenn uns keine Sage und keine Geschichte von der Art unserer Vorfahren Kunde gäbe, ihre Namen würden uns sagen, daß es ein Krieger-, ein Heldenvolk war. Von Kampf und Sieg künden zunächst alle Namen in denen — hild, — gund, — wig vorkommt: Hildebald (Schlachtkühn), Hildebrand (Schlachtschwert), Hildebert (Schlachtglanz), Hildegrim (Schlachthelm), Hildemund (Schlachtschütz), Hilderam (Schlachtrabe), Hilmar (schlachtberühmt), und die weiblichen Namen Hildegunde, Hildegard, Hildeburg, Gundemar (kampfberühmt), Wigand (Kämpfer), Chlodwig [jetzt Ludwig] (Ruhmeskampf). Auf Waffen weisen folgende Namen hin: Garibert (speerglänzend), Altger (alter Speer), Garibald (speerkühn). Altger erscheint im Italienischen als Allighieri, Garibald noch weniger verändert als Garibaldi, Eckehart heißt schwertstark (ecka = Schwertschneide, hart = stark), Bertrand = leuchtender Schild (rand = Schild), Hilmbrecht = glänzender oder leuchtender Helm. Die Kühnheit bezeichnen Namen wie Balduin (bald = kühn, schnell; duin = Freund), Liutbald oder Leopold, auch zu Liebold, Liebhold, Leupold, Lippelt, Leibold verstümmelt (= volkskühn). Auf das ganze Heer weist Wernher (Heerwehr), dessen erster Theil in vielen Verstümmelungen vorkommt, z. B. Wernherr, Wehre, Wörle, Warnecke, Wernecke; der mit dem Siege verbundene Ruhm leuchtet in Namen wie Robert (ruhmglänzend), Chlodoald (ruhmwaltend), Siegfried, auf den auch Seifert, Seyfried zurückzuführen ist. Auf Klugheit im Rathe weisen Konrad (kühner Rath), Reinhart (zusammengezogen aus Raginhart = stark im Rath), mit niederdeutscher Verkleinerungssilbe: Reineke, zugleich der Name des schlauen Fuchses. Namen aus der Thierwelt waren nicht selten: an den König der Thiere, den Bären, der erst später von dem orientalischen Löwen verdrängt wurde, erinnert z. B. Bernhard, Berengar; an den Eber Eberhard, an den Aar Arnold (waltend wie ein Aar), an den Wolf, der nebst dem Raben als heiliges Thier galt, Wolfgang und Wulfiles (Wölflein); in Wolfram (Wolfhraban) erscheinen beide Thiere zugleich. Auf Götter weisen: Godwin (Gottes Freund), Gottschall oder Gottschalk (Gottes Knecht), Gottlieb, Gottfried, Oswald, Oswin, (Gottwaltend, Gottesfreund, in der ersten Silbe steckt die Bezeichnung des Gottes: Asen). Auf andere Naturgeister weisen Namen wie Alboin (Elfenfreund), Alberich Elfengebieter, aus dem die Franzosen Oberon gemacht haben). Der Namen auf -bald (kühn) hat man 160 gefunden, der auf -rich (Fürst) 200, der auf -bert (glänzend) 300, der auf -wolf 400!

* **Neues Rostschutzmittel.** Aus Tokio bringt der Ostasiatische Lloyd die Nachricht, ein in Kobe lebender japanischer Töpfermeister habe eine Komposition erfunden, die, auf Metall aufgetragen, dasselbe auf das wirksamste gegen Rost schützt. Er erfand angeblich das Mittel, während er mit Experimenten, die auf das Glasiren von keramischen Waaren Bezug hatten, beschäftigt war. Man braucht die Komposition nicht von Zeit zu Zeit zu erneuern, wie zum Beispiel Farbe. Sie wird auf das Metall mittelst Hitze aufgetragen. Das einzige Metall, das sich hierzu nicht eignet, ist Zink. Der Prozeß ist sehr billig, und der Boden eines Schiffes, der einmal mit der Masse bestrichen ist, würde, dem Erfinder zufolge, für alle Zeiten von der Gefahr zu rosten befreit sein. Der Erfinder hat ein Patent bei dem Ingenieur-Bureau der japanischen Regierung beantragt, doch soll er nicht früher ein Patent erhalten können, bis Metallstücke, die mit der Komposition überzogen, fünf bis sechs Jahre lang in der Erde vergraben waren, ohne Rostflecke zu zeigen, wieder ans Tageslicht gebracht worden sind.

* **Heiteres.** Eine Gesellschaft von Vergnügungsreisenden, die nicht mindestens einen Lügner in ihrer Mitte hat, wird nie in den Ruf kommen, sich gut unterhalten zu haben. — Eine Frau, die einen neuen Hut hat, legt nie einen besonderen Werth darauf, in einem geschlossenen Wagen zu fahren. — Es ist falsch, zu sagen, daß der Regen gleicherweise auf Gerechte und Ungerechte falle. Die letzteren haben immer einen Regenschirm. — Arzt: „Nur keine Angst, mein Herr. Vor zwei Jahren litt ich an derselben Krankheit wie Sie, und ich bin vollständig geheilt worden." Patient (eifrig): „Wer war Ihr Arzt?" — Lehmann: „Was ist denn, alter Herr! Sie sehen ja ganz verzweifelt drein." Müller: „Haben Sie denn nicht von meinem Bankerott gehört? Ich habe ja Alles, was ich besaß, bis auf den letzten Pfennig verloren." Lehmann: „Ah! Ich hörte von Ihrem Bankerott. Aber ich hatte keine Ahnung, daß Sie Ihr Geld dabei verloren haben, Sie armer Mann!" — Herr Steinbach: „Sie verlangen von mir meine einzige Tochter. O, diese grausame Welt! Nein, nein, Rosenbaum, meine Tochter darf mich nie verlassen." Rosenbaum jr.: „Das ist auch gar nicht nöthig. Wir werden als Ehepaar Ihre Pensionäre sein und Ihnen 15 Thaler per Woche zahlen." Steinbach (freudig aufspringend): „Sagen Sie zwanzig und Sie sollen sie haben." — Sie: „Ach, Willy, liebst Du mich denn ernstlich?" Er: „Ja, mein Engel. Sage mir übrigens, hast Du das Notizbuch bei Dir, das ich Dir einmal schenkte?" Sie: „Ja, mein Schatz." Er: „So, dann notir' Dir gefälligst meine Liebe, damit Du mich nicht zwölfmal täglich danach fragen mußt." — „Friedrich, was nennt man denn eigentlich impressionistische Gemälde?" „Das kann ich Dir leicht sagen. Wenn Du Dir bei einem Bild etwas denkst und der Katalog sagt etwas ganz Anderes — dann ist's ein impressionistisches Bild."

Verantwortlicher Redakteur: E. R. Liebscher in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.